



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die sociale Frage im Roman.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die sociale Frage im Roman.



Die Literatur- und Culturgeschichte setzt bekanntlich für verfloffene Jahrhunderte viel kritisches Bemühen ein, die frühesten Spuren großer Zeitbewegungen und Anschauungswandlungen in poetischen Werken nachzuweisen und zieht oft zu weitgehende Folgerungen aus ihren Entdeckungen. Die Tageskritik ist selten in der Lage, die ersten Rückwirkungen bestimmter Tendenzen und Kämpfe auf die belletristische Literatur im Gewirr so vieler Erscheinungen wahrzunehmen, und wenn wahrzunehmen, consequent zu verfolgen. Und doch liegt es in der Natur der Poesie, daß namentlich die Veränderung der Anschauungen, das tropfenweise Eindringen neuer Elemente in die allgemeinen Ueberzeugungen am ehesten in der Poesie und für unsre Zeit in Roman und Novelle, die ja zum Behufel für alles dienen, zu Tage treten müssen. Wir haben hierbei nicht die eigentliche grobe Tendenzliteratur im Auge, welche bewußtermaßen eine verzerrte und auf ganz andre Dinge als auf literarische Wirkung berechnete Lebensdarstellung unternimmt. Diese Literatur mag dereinst ein historisches Interesse haben, ein ästhetisches für die Gegenwart hat sie gewiß nicht. Seit die „sociale Frage“ bei uns in Deutschland breit in den Vordergrund des nationalen Daseins getreten ist, seit die socialistische Presse im Zusammenhange mit der socialdemokratischen Agitation eine Ausbreitung gewonnen hat, von der nur traumselige Philister, nicht gesunde Beobachter der Dinge überrascht und bestürzt wurden, hat auch eine socialistische Belletristik in Volksroman und Schauspiel existirt. Die Feuilletons der Parteizeitungen haben zu den Leitartikeln derselben „poetische“ Illustrationen geliefert. Daß diese gesammte Belletristik — soviel uns davon zu Gesicht gekommen — leider wirkungsvoller als werthvoll war, daß sich in ihr eine unfähliche Rohheit und Bildungslosigkeit, die scheinheiligste Brüderlichkeit neben der unverhülltesten Lüderlichkeit spreizten, daß die Frage in der Charakteristik und die triviale Phrase im Dialog herrschten, rechtfertigt es vollkommen, daß die Tageskritik, soweit sie einen künstlerischen Standpunkt einnimmt und künstlerische Maßstäbe anlegt, keine Notiz von ihr genommen hat. Die Zeitungen, welche sich sonst gegen das Recht der Poesie sträuben und die gesammte Literatur der Gegenwart nur als Annex zur politischen Bewegung ansehen, hätten schon eher Anlaß gehabt, sich um den Widerschein der neuen Tendenzen in den rohen und flüchtigen Producten der socialdemokratischen Novellistik zu kümmern.

Seit einiger Zeit läßt sich eine neue Erscheinung beobachten. Die „sociale Frage“ wird von ernstern und vor allem von ernster zu nehmenden, weil talent-

volleren Schriftstellern ergriffen. Sie drängt sich mit einer stillen Gewalt in die poetische Literatur ein, und wenn sie unvermeidlich vielfach dazu dienen muß, belletristischen Producten eine neue Würze zu geben, so wird sie doch auch minder äußerlich erfaßt. Es ist naturgemäß und nothwendige Folge einer so großen Bewegung, daß darstellende Kräfte einerseits von den völlig neuen Lebensverhältnissen, den menschlichen Zuständen interessirt werden, die im Gefolge der Agitation und der Kämpfe eingetreten sind, daß andererseits tiefer angelegte Naturen dem Kern der Frage im tiefsten Grunde unsrer gesamten Lebensverhältnisse nachspüren und ihn in poetischer Gestalt darzulegen bemüht sind. Es ist ernste Pflicht der Kritik, alle Versuche nach der einen und der andern Seite hin zu berücksichtigen, sollte sich dabei zunächst auch nur herausstellen, daß dieselbe ungeheure und nach mehr als einer Richtung trostlose Wirrniß, die in der Wirklichkeit herrscht, ungelöst, unverzöhnt, ohne einen prophetisch tröstlichen Ausblick in die Zukunft in der Literatur erscheint.

Eine Probe der erstgenannten Art der Auffassung und Darstellung haben wir in einem kleinen Roman Die beiden Genossen von Max Krejzer (Berlin, Druck und Verlag von Karl Kohn, 1880) vor uns. Derselbe ist eine Erzählung in einem etwas derb volksthümlichen Stil, welche sich ihrer Art nach etwa mit den Erzählungen Zschokkes „Die Branntweinpest“ und „Das Goldmacherdorf“ vergleichen läßt. Derbrealistische Wiedergabe kleinen Lebens, Charakteristik in den einfachsten Zügen, ziemlich schmuckloser, aber lebendiger Vortrag sollen hier dienen, die Erscheinung eines innerlich hohlen, nichtswürdigen socialdemokratischen Agitators, wie Herr Gustav Raßmann ist, mit den Einwirkungen eines solchen Agitators auf seine Umgebungen darzustellen. Wir zweifeln nicht, daß das Bild in der Hauptsache getroffen, wenn auch ein wenig grell colorirt ist. Das erste Auftreten Raßmanns in seiner herabgekommenen Lage, das rasche Emporschnellen der eitel anmaßenden, frech genußsüchtigen und verlognen Natur, als ihm die brüderliche Einfalt des Drechslermeisters, die Entwicklung im Tingeltangel, wo Raßmann mit der frechen Rosa zusammen trifft, einzelne Scenen des spätern Verlaufs (bei dem im ganzen die Erzählung minder glaubhaft wird, weil der Autor auf das Fundament der Leichtgläubigkeit und Parteigeftinnung Schorns ein zu derbes Erfindungsgebäude auführt) sind sicher aus dem Leben gegriffen, im einzelnen gut beobachtet. Der Menschentypus, welchen der Autor in Raßmann vorführt, wandelt unter den untern Schichten unsers Volks herum und wirkt auf ungebildete und leichtgläubige Naturen. Aber freilich ist mit der Vorführung einer solchen einzelnen Gestalt, der drastischen Darstellung ihrer Nichtswürdigkeit wenig gethan. Sehen wir die Erzählung als eine Tendenzschrift an, so ist sie von socialdemokratischer Seite leicht widerlegt — denn der Nachweis, daß nicht alle Apostel der neuen Lehre Raßmanns sind oder im innersten Kern Raßmannsche Eigenschaften bergen, wäre mit einem mäßigen Aufwande von Pathos zu führen. Und die Frage, wie

der biedre, brave, bescheidne, wohlstuirte Drechsler Schorn unter die „Partei“ geräth und überhaupt in die Seelenstimmung kommt, sich von einem Raßmann beschwindeln zu lassen, bleibt unbeantwortet. „Schorn wurde von jedermann geachtet, der ihn kannte. Er that seine Bürgerpflicht, wie jeder andre gewissenhafte Einwohner: er bezahlte seine Steuern mit der größten Pünktlichkeit, er war nach Kräften bemüht, das Wohl der Gemeinde zu fördern. Er blieb nie jemandem etwas schuldig und war ein fleißiger tüchtiger Arbeiter. Er liebte sein Weib und seine Kinder, er sorgte für sie von früh bis spät und wurde dadurch zum Ideal eines Familienvaters. Er war höflich gegen jedermann und machte darin zwischen Arm und Reich keinen Unterschied — er blieb immer derselbe bescheidene und zuvorkommende Mensch. Er lebte still und zurückgezogen, ganz auf sein Haus angewiesen, er brach dadurch von vornherein jedem bösen Leumund die Spitze ab. Wenn er Neider hatte, so waren es solche in gutem Sinne, die ihn nicht um sein sorgenloses Leben, sondern um sein anspruchloses Weib — um sein Glück beneideten. Seine Arbeiten wurden gesucht, man respectirte seine soliden Preise, und langsam aber sicher schien sein Wohlstand heranzureifen. Und bei alledem blieb er doch Socialdemokrat.“ Hier fehlt eben der Erzählung die Tiefe und der weitere Blick für die socialen Zustände, hier bleibt die Forderung psychologischer Motivirung völlig unerfüllt. Soll die sociale Frage in den Roman hereingezogen werden, so muß ein Charakter, wie derjenige Schorns ist, in ganz anderem engerem Zusammenhange dargestellt werden; mit den bloßen Worten „Schwärmer“ und „er hätte sein Leben für seine Partei gelassen“ ist hier wenig gethan.

Die ganze Schwere der Frage, freilich auch die Gefahr, die für das große Talent in ihrem Ergreifen liegt, spiegelt uns der Roman eines begabten Norwegers: Arbeiter von Alexander L. Kielland wieder. (Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Capitän C. von Sarauw. Berlin, Verlag von A. B. Auerbach, 1881.) Der Verleger kündigt die deutsche Uebersetzung dieses Werkes mit der Bemerkung an: „Man darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die sociale Frage in keinem belletristischen Producte der letzten Jahre mit gleicher Kühnheit und Kraft der Composition wie der Charakteristik zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung gemacht worden ist.“ Man kann das in einem gewissen Sinne zugeben, ohne deshalb Freude an dem Buche zu empfinden oder irgendwie die Meinung zu theilen, daß etwas für die Poesie oder etwas wesentliches für Erkenntniß der socialen Frage damit gewonnen sei. Die Grundtendenz des Kiellandschen Romans enthüllt sich in dem Satze, daß alle wirklichen Arbeitskräfte nicht gedeihen können, so lange diejenigen, die sich für Arbeiter halten und keine sind, das große Wort führen. „Denn sehen Sie,“ sagt der ironische Kammerherr Georg Delfin auf dem Auswandererschiff zu Doctor Johann Bennechen, der gleichfalls im Begriff ist, nach Amerika zu gehen, „die Uniformirten bleiben zurück in diesem Lande und vermehren sich —

die Uniformirten und die Zerlumpten. Die letzte Katte, die das Schiff verläßt, das wird der Armenvorsteher sein. Das ist ein Zukunftsposten: Königlich Norwegischer Ober-Staats-Armenvorsteher mit dem Rang und der Uniform eines Kriegskommissars. Ich würde selbst um diesen Posten angesucht haben, wenn ich nicht in Ungnade gefallen wäre."

Der Riellandsche Roman stellt die schärfsten, unverföhnlichsten Gegensätze einander gegenüber. Auf der einen Seite Bauern von treuem, hartem Fleiß, welche der kargen Erde den Lebensunterhalt abgewinnen und in halb dumpfer Bewußtlosigkeit dahinleben, so daß über ihnen die ganze Schaar der Uniformirten vom Minister bis zum Vorenskriver und Kanzleiboten ihr buntes Narrenspiel treiben und tüchtige Hände und starke Herzen wie Njådel Vatnemo und den Bootsen-Neltermann Lauriz Boldeman-Seehus zur Flucht übers Weltmeer bringen. Auch sie, die hart angeklagten, wissen kaum, was sie thun, sie träumen, daß ihre Arbeit dem Lande Nutzen schaffe. „Ja, meine Herren," sagt Minister und Staatsrath Bennechen, „es ist so viel die Rede davon, daß unsre Zeit die Zeit der Arbeit sei, aber nur gering ist die Zahl derer — ich sage es mit Bedauern —, die recht verstehen, was wahre Arbeit ist, wer die wahren Arbeiter im Lande sind. Denn das ist der Kreis von Männern, welche die Ordnung höher halten als den Eigenwillen" u. s. w. — also wiederum die gesamte Bureaokratie, von welcher der Verfasser eine scharfe Carricatur zeichnet, und welche durchaus als ein Haufe schönredender, nichtsthuerender, Papier beschreibender und verbrauchender, vor allen Dingen gut essender und trinkender Leute dargestellt wird, unter denen in aller Harmlosigkeit die greulichsten Dinge möglich sind. Die beiden Hauptepisoden des Buches: die Heirat der jungen Christine Vatnemo mit dem alten im Ministerium einflussreichen Kanzleiboten Andreas Moh, ihrem Oheim, und ihr Ruin durch diese Heirat und das seltsame Verhältniß zwischen der unschönen Ministerstochter Hilda Bennechen und dem Kammerherrn Georg Delfin stellen die ganze innere Verlogenheit, die Unfähigkeit dieses Kreises zu männlichen Tugenden und Entschlüssen noch blendender vor Augen als die Geschichte der elenden Intrigue, durch welche Njådel um seinen Besitz und beinahe auch um seinen Verstand gebracht wird. Minister Bennechen hat einen Sohn, den braven, plumphen Doctor Johann (alle braven Leute scheinen nach Riellands Auffassung plump und wortkarg!), der sich in die junge Bäuerin Christine verliebt und sie heiraten würde, wenn sich nicht unter Zustimmung des Herrn Ministers und seiner Gemahlin der alte, durch schändliche Ausschweifungen gänzlich ruinirte Andreas Moh seiner Nichte bemächtigte, sie zu seiner Frau machte und damit einem frühen Tode in die Arme lieferte, der ihr nur durch die stille Neigung des armen Doctor Johann verjüßt wird. Kammerherr Georg Delfin, der von Zeit zu Zeit in dem flachen, nichtigen Treiben eine Anwandlung menschlicher Empfindung hat, verspürt den innern Werth der unbedeutenden Hilda, hat aber natürlich nicht den Muth, sich

über den Fluch der Lächerlichkeit hinwegzusehen und das brave Mädchen zur Frau zu nehmen, sondern kommt betrunken an Bord des Auswandererschiffes, auf dem Doctor Johann mit seiner Schwester davonsfährt. Es ist eine unzweifelhafte Schärfe der Beobachtung in diesen sämtlichen Darstellungen und Scenen, jeden einzelnen Zug kann man als wahr und lebensvoll gelten lassen. Aber die Verbindung dieser Züge zum Ganzen ist unwahr und tendenziös. Es giebt kein Land der Welt, wo so genährte Drohnen so armen und hilflosen Arbeitsbienen gegenüberständen, wie es nach Kiellands Roman den Anschein gewinnt. Will der Verfasser mit seiner Darstellung sagen, daß die sogenannte geistige Arbeit, die gar oft keine Arbeit ist, und der geschäftige Müßiggang zu hoch im Preise stehen und die schlichte Arbeit der Hand zu niedrig — so ist dies eine Wahrheit, wenn auch keine poetische, will er glauben machen, daß zwei Gegensätze wie Kjædel Vatnemo und Andreas Moh zwei große unverhöhnbare Gegensätze des Volkslebens darstellen, so widerspricht ihm jeder schlichte Blick auf das Leben in seiner Fülle und Mannichfaltigkeit. Der Roman Kiellands behandelt die sociale Frage mit einer erschreckenden Einseitigkeit und deutet auch nicht entfernt an, wie die Wirrnis dieser Zustände im guten gelöst werden soll.

Rein als Kunstschöpfung behandelt, sind Kiellands „Arbeiter“ ein interessantes Zeugnis für die Weiterwirkung des neuesten französischen, durch Zola repräsentirten und zu einem ästhetischen Evangelium erhobenen Naturalismus. Die „analytische“ Methode, die „wissenschaftliche“ Menschenbeobachtung, welche hier von keinem unbedeutenden und unebenbürtigen Nachfolger des großen Naturalisten angewandt wird, scheint sich im wesentlichen nur mit den häßlichsten Auswüchsen des socialen Organismus beschäftigen zu wollen und zu können. Diese Darstellungen wirken in ihrer Vorliebe für das absolut widrige und schlechthin abstoßende im höchsten Maße peinlich. Die originellen Schilderungen können darüber nicht hinaus helfen, selbst Meisterstücke in ihrer Art wie z. B. die Darstellung des Hochzeitmahles von Andreas Moh oder des Gabelstühstücks im Hause des Ministers beim Einzuge des Königs in Christiania wirken nur peinlich, weil das Auge des Verfassers nirgend ein Licht, nirgend einen freundlichen und gewinnenden Zug zu entdecken weiß. Andre Schilderungen wie die des Aufbruchs der Wandervögel von Aegypten nach dem Norden, des Postschiffes und der Postkajüte, die überall von einem ungemeinen Talent zeugen, gehören doch eigentlich kaum in den Rahmen der „Arbeiter.“ Sie unterbrechen die düstere, durch und durch verbitterte Welt Darstellung, in welcher sich Kielland gefällt, aber sie söhnen den feiner empfindenden, von andern Kunstüberzeugungen besetzten Leser weder mit der literarischen Richtung noch mit der socialpolitischen Tendenz des norwegischen Dichters aus.

